

Aus tiefem Traum.

Erzählung von Gertrud Jeanke-Zievelstein.

Sie liebten sich mit voller junger Leidenschaft. Und eine Weile, ohne Prüfen oder vernünftiges Erwägen waren sie nach ein paar Monaten Eheleute geworden.

Zuerst war ihr ganzes Leben ein Jubel-Dithyrambus. Wie konnte es so viel Glück in dieser nüchternen, kalten Welt geben!

Sie hatten beide allerlei Hobbies erfahren, Kampf mit der Roth, mit wilden Menschen und Vögeln. Dann auf einmal, — wie gerufen, — kam die Anstellung des Mannes und dem Mädchen fiel ein kleines Erbschaft zu.

Und in den harten Zeiten war beiden harte Haut gewachsen. Sie hatten das Trogen mit dem Schicksal, das Schicksal, das jede Beharren auf ihrem Recht, dem, was sie als Recht erkannt hatten, — geleitet.

Am bräutlichen Kaufschilling waren beide so liebenswürdig, daß sie wetteiferten, einander zu überbieten in Nachgiebigkeit, in Großmuth und Selbstüberwindung.

In der Ehe aber kam doch ein Tag, an dem sie sich zuerst ganz verwunderte, dann trotzig, dann empört in die Augen blickten. Nicht mehr hingebende, vergötternde Liebe, — nein, — Kritik!

Bloß Menschen, — Menschen wie andere auch! Er ein rechtsberühmter Mann, der essen wollte, pünktlich und gut essen. Sie ein aus allen Himmeln gefallener Engel, halb verdurft, halb entrüstet, ganz und gar herausgehört aus ihrem überirdischen Glücksaufsch.

„Wie? Was ist denn das? Heißt das „Lieben“ — solche Gesichter schneiden? — Um so eine Lappalie?“ „Keine Lappalie! Und jetzt, stattdich in die Sopha-Gede zu werfen und zu heulen, bring' lieber die Köchin auf den Trab! Daß man endlich einen Happen kriegt!“

Sie lachte trotzig auf. Sie, die gegen allerlei Schicksale ihren Mann gestanden, sie sollte sich das bieten lassen? Nein! — Sie verbat sich eine solche Behandlung, — und — zog den Kürzeren. Bei ihrem besten, klar auf der Hand liegenden Recht!

Es waren ein paar harte Köpfe, die da zusammenstießen, und beide holten sich tüchtige Beulen. Darnach aber kam eine süße berauschende Versöhnung, desto heißere Liebe, glühende Vorzüge — und —

Nach acht Tagen wieder ein An-einanderprellen. Härter als das erste Mal.

So ging's weiter. Der Ausnahmezustand wurde allmählich zum gewöhnlichen.

Und sie wurden immer feindseliger, immer scharfsichtiger für die Fehler des anderen, die leiseste, entfernteste Absicht, wegzuhun, empfindlicher gegen jeden, auch den zartesten, schonendsten Tadel. Sie witterten das Heranziehen der Wolken, lange ehe das Unwetter herauf war. Und in jedem schönsten Augenblick waren sie darauf gefaßt, daß ihr Friede ein jähes Ende nähme.

Sie wurden beide müde und traurig. Ebenso leidenschaftlich müde und traurig, wie sie vorher glücklich gewesen waren.

Und beide gute, brave Menschen wurden aneinander unglücklich. Da wurde die Bräute zwischen ihnen immer morscher. Schon kühlten sie manchmal ein Zittern, ein Anrischen und leises Krachen unter ihren Füßen, das ihnen durch alle Selenfasern drang. Ein Todessehnen: jetzt — jetzt — bricht sie! Und dann der Abgrund, der tiefe schwarze Abgrund. Das Zerbrechen! Denn leben konnten sie ohne einander nicht. Und, wie es schien, auch nicht miteinander.

Und eines Tages — da fuhr es wie ein Schwert durch ihre Seele. Sie standen leichenblau einander gegenüber, als hätten sie dem Tode ins Gesicht gesehen.

„Ich halte es nicht mehr aus, Otto! Es geht über meine Kräfte. Ich will Dich auch nicht ganz unglücklich machen. Und ich seh' Dir's an, Du bist es!“

„Gib nur dies eine Mal Deinen Eigensinn auf, Marie. Sage: Ich habe mich geirrt.“

„Das verlangst Du von mir? Nachdem Du mir eben gesagt hast, ich hätte Dein Leben verdorben? Bin ich denn ein bißchen glücklicher als Du? Bin ich denn nicht die unglücklichste Frau der Welt? O, häß' ich Dich nie gesehen! O Du Qual meines Lebens! Wär' ich gestorben vor jenem Tage, als Du mir Liebe schworst!“

Er blieb mit verkrüppelten Armen vor ihr stehen. Ihr war's, als sei das nicht seine Stimme, die jetzt sprach: ruhig, halblaut, aber scharf und klar, jedes Wort wie eingemeißelt in den Graßstein ihres kurzen jungen Glückes und schloß: „Also ich gebe Dich frei!“ Er schien so wenig an die Möglichkeit einer Einsprache interessiert zu denken, wie man bei den Begräbnis-Anordnungen an die Einsprache der Toten denkt.

Sie sah ganz still. Als er das Wort ausgesprochen hatte: sei frei! geh' da war's ihr, als sei ihr Leben plötzlich zu Ende. Die Gedanken wirbelten über die Blätter im Herbststurm durch den Kopf, tobten, welches Zeug, — vorbei, vorbei!

Vorbei! schrie's in ihr, laut und gellend und unaufhörlich. Was er da sprach, so verständig, beherzt und leise, wie man in einem Todtenzimmern spricht, das hörte sie gar nicht vor diesem entsetzlichen inneren Geschrei.

Und auf einmal wußte sie: nein, leben konnte sie nicht ohne ihn. Nicht mit ihm, aber noch weinend, ohne ihn. Sie mußte also sterben, und er sprach ihr Todesurtheil.

Was — was rebete er nur immer noch?

Sie hatte endlich Kraft genug, den Kopf zu heben und ihm ins Gesicht zu sehen — in dies über alles geliebte, todtenblaue, ernste Männergesicht.

Ihre Zorn war ganz fort. War sie jemals jorntig gewesen auf diesen lieben, guten Menschen, an dem jeder Zug, jede Bewegung, jedes Härchen ihr theurer und kostbar war?

Sie begriff es nicht. Sie wunderte sich so sehr über sich und ihn. Wenn Gott, warum vertragen sie sich denn nicht und liebten sich doch so? Wenigstens sie ihn?

Ob er sie? — Nein, nein, was war's ja eben. Er liebte sie nicht. Nicht mehr. „Du vernichtest mich! O Du Qual meines Lebens!“

Hatte sie das wirklich gesagt? Hatte sie denn nicht gerufen: Du mein einziges Glück, für das ich tausend Tode sterben möchte! —

Und warum rief sie's jetzt nicht? Da doch ihre ganze Seele randvoll war von Liebe?

Aber nein, sie dachte es bloß, ohne es selbst zu wissen, ohne ein Glück rühren zu können.

Er hatte sie mit diesem „geh' förmlich todgeschlagen. Ja, geh' — Gehen wollte sie, mußte sie. Aber wohin? Wie es ihn wunden würde! Und leise und heimlich in all der Verzeihung tauchte etwas auf, eine Rettung, Ruhe, Stille.

„Das wäre so das Wesentliche,“ sagte er zum Schluß. „Du hast nichts dazwischen einzuwenden?“

Sie schüttelte mit dem Kopf. Sie wollte sich erheben, um sich ins Bett zu legen, den es trotz ihr so eiskalt über die Glieder. Sie hatte eine Sehnsucht nach Wärme und Ausgestrecktliegen. Dann sagte sie ihm gute Nacht, aber so tonlos, daß er es wohl nicht gehört hatte, denn er antwortete nicht.

Ganz mechanisch entkleidete sie sich und legte sich nieder. Die letzte Nacht in diesem reizenden Schlafstübchen, diesem lauschigen Nest!

Also frei! Also zu Ende! Ein kurzes Glück, ein kurzes Leben. Sie sann und sann, alles war häßlich und grauig.

Nach einer Weile ging auch ihr Mann schlafen. Sie lauschte. Er lag ganz regungslos.

Gerüh schloß er, erleichtert, befreit — nach der langen, friedlosen Ehezeit zum ersten Mal wieder ruhig.

Nach vielen Stunden war's ihr, als dränge ihm ein langandauernder, zitternder Athemzug aus der Tiefe der Brust. So schläft er also auch nicht? dachte sie mit einem kleinen schmerzlichen Triumph. Ein bißchen liebt er sie doch. Und einst, — ja einst ist sie sein ganzes Glück gewesen!

Vergessen wird er sie nicht. Und wenn er gesehen hat, daß ihr der Tod lieber war, als das Leben ohne ihn —

Sie zog die Decke über's Gesicht und weinte sich endlich in Schlaf. Fest und tief wie ein Kind schlief sie. So leise und süß und friedlich schwebten die Athemzüge durch's stille Zimmer.

Dem Manne aber hatte kein wohlthätiger Schlaf die Augen geschlossen.

Er lag ganz still. Er — so ein friedfertiger Mensch — er schämte sich, wenn er an die ewigen Zan - Szenen, die harten, beleidigenden Worte dachte. Und heute Abend nun —

Nein! Nicht immer wieder schwach werden! Selbstachtung! Mannesstolz!

Es wurde saftig Tag. Die Vögel fingen schon leise an zu zirpen. Auf der hellen Wand malte sich rosenrot das Muster der Gardine. Die Sonne kam. Welch ein Tag für sie beide!

Da, auf einmal, — von drüben ein heller, jauchender, durchdringender Schrei. „Oto! Oto!“ So erschloß, so über alles Maß glücklich.

Und die weiße Gestalt des jungen Weibes liegt vor seinem Bette auf den Knien, streckt ihm die Arme entgegen und stammelt: „Du hast mich gerufen, Otto?“

Erstarrten richtete er sich auf, starrte sie an, schüttelte unwillkürlich den Kopf. „Ich —? Nein.“

Da ging ein tödtliches Erblassen über ihr Gesicht. Sie erhob sich langsam. Sie wollte, sie wandte sich ab.

„Dann“ — stammelte sie, „muß ich's geträumt — Du riefst mich. Ganz laut. Voll Angst. — Und so — voll — Dann entschuldige,“ sagte sie, müßsam zu dem kalten, trotzigem, feindseligen Ton übergehend, mit dem sie in letzter Zeit verkehrt hatten. Aber sein feines Ohr hörte unter dem Gise schon das Brausen und Rauschen des lebendigen Stromes, der seine Dede sprengen wollte.

Er kämpfte mit sich. Alles Wohlerwogene, Festbeschlossene über den

Haufen werfen? Wie eine Windfahne, — gettern so, heute so? War das männlich? Konnte er das vor seinem Stolz verantworten?

Sie war fertig, kramte noch zögernd herum in ihrem Schlüsselbüchsen, machte sich dies und jenes zu schaffen, als erwarnte sie, daß er etwas sage. Dann ging sie langsam zur Thür.

„Marie!“ rief er sanft. Sie zuckte zusammen, stand still, die Kniele in der Hand.

„Komm her, Marie!“ Widerstrebend, doch unaufhaltsam von seinem Willen gezogen, gehorchte sie. Wie mit geschlossenen Fingern schob sie sich heran, ödlich vor ihm stehen, sah zur Seite.

„Was soll ich?“ murmelte sie. „Marie, sieh mich an.“ „Wozu? Es ist ja doch alles aus. Laß mich.“

Er griff nach ihrer herabhängenden Hand. Sie wollte sie ihm entwinden, aber er zog die schlante Gestalt zu sich heran.

„Marie, ich habe Dich doch gerufen.“ Es durchfuhr sie. Ein schauer, fräuernder, zweifelnder Blick. Er nicht. Nun sah sie ihm voll in die Augen. Und das Tiefste, Heiligste, Größte, das es giebt im Himmel und auf Erden, — reine, vom Schlamm der Leidenschaft geklärte Gattenliebe, — leuchtete ihr sternengleich entgegen aus seinem blauen, erschütternden Gesicht.

„Oto!“ schrie sie und schlug die Arme um seinen Nacken, und preßte den Kopf an seine Brust. Und fühlte da die großen Schläge seines Herzens, das so stark und gewaltig hämmerte in dem brennenden Schmerz um sie.

„Vergieb mir!“ schluchzte sie. Zum ersten Mal kam das Wort über ihre trotzig Lippen.

Er lächelte glücklich. Und dann, ihren kleinen, harten Kopf fest an sich pressend, begann er zu sprechen, ernst und liebevoll, ruhig und klar, die neue Weisheit, die diese Schmerzensnacht ihn gelehrt hatte.

Sie lauschte, fromm und andächtig, wie in einer Kirche. Wie ein Gespann, das gemeinsam die schwere Lebenslast ziehen will und nun wild und ungebärtig jedes nach seiner Seite zerrt und reißt und schlägt, — so thöricht hatten sie's angefangen und damit ihr Glück in Grund und Boden verjahren.

„Nein. In der Ehe gilt nur ein Willkür: der vereinigte Willkür zweier Menschen, die gemeinsam die Lebenslast hinüberholen zu ihrem großen Ziel.“

„Nicht wahr, mein Weib?“ schloß er.

Sie nickte mit einem tiefen Blick. „Selbst!“ flüsterte sie, „dieser Traum. Mir war's so deutlich, als hätte ich Dich nach mir gerufen.“

„Ja, Marie. Meine Seele schrie nach Dir. Und ich wußt's nicht einmal, ich Thor. Aber Deine Seele hörte mich aus tiefstem Traum. Und sie kam. — Willst Du nun bei mir bleiben, Marie?“

„Ja, ja!“ sagte sie still.

Euphemia, die Schneiderin von Antinoe.

Die Ausgrabungen, die Garret auf dem Friedhofe des alten Antinoe in Aegypten vorgenommen hat, weisen unter der überraschenden Fülle von Ergebnissen auch einen Fund auf, der nicht nur dem Gelehrten und dem Alterthumsforscher, sondern auch der gebildeten Frauenwelt merkwürdig sein muß. Man entdeckte nämlich in einem gut erhaltenen Grabe den sorgfältig einbalsamirten Leichnam einer Frau. Sie trug drei feine gewebte Gewänder, darüber einen Mantel, der mit Blumen- und Vogelmustern reich besetzt war, ein kostbares Musselinhalsstück und um den Hals eine sehr kunstvolle Kette. Alles war vorzüglich erhalten, und deutlich konnte man die sinnreiche Weise verfolgen, in der die Gewänder gewebt waren. Auch die Farben haben sich noch wohl erhalten. Zur Seite der Frau lag ein in feiner Arbeit hergestelltes Holzstäbchen, das mit allen möglichen Schneidwerkzeugen ansehnlich war. Da sah man Nadeln, durch deren Deseu storte Wollfäden gezogen waren, ein zierliches Messerchen, eine Schere, einen kleinen aus Elfenbein geschnittenen Behälter, in welchem Nadeln aus Holz und Eisenbein lagen, Seidenfäden in verschiedenen Farben. Das war also das Nähkästchen der Toten, und aus der reichlichen Ausstattung darf man wohl schließen, daß diese Tode Näherin von Beruf war. An dem Kasten war aber noch eine Eisenbeschäftigung, in der zahlreiche viereckige Tafelchen aus Syntomorenholz lagen die an den vier Enden durchlöchert waren. Wenn die Schneiderin sich ein wenig von der Arbeit erholen wollte, so rief sie wohl ein: Gemösin, und sie spielten dann mit den Holzstäbchen ein Spiel, das uns heute nicht mehr verständlich ist. Endlich war, wie in den meisten Frauenarbeiten, noch das Riechfläschchen der Toten mit in's Grab gegeben. Das Amulet, das sie auf der Brust trug, weist in seinen gotischen Zeichen darauf hin, daß sie etwa zur Zeit des römischen Kaisers Diocletian gelebt haben mag. Wie eine auf einem Breiten angedruckte Aufschrift besagt, hieß die Schneiderin Euphemia. Jetzt hat sie nach mannigfaltigen Versahren zugleich mit ihrem Gewänder und ihrem Arbeitskasten im Museum zu Brüssel eine zweite Ruhstätte gefunden.

Jagd-Abenteuer in Afrika.

Zwei Reisende, Harrison und Barchoard, sind sieben aus Afrika nach London zurückgekehrt; sie haben zehn Monate fern von der Civilisation auf der Jagd nach Elephanten, Nashörnern, Giraffen und Füßperden in Afrika zugebracht und wagen von ihren Jagdabenteuern allerhand Interessantes zu berichten. Wären streiften Nachts um ihr Lager, Nashörner tauchten hier und da vor ihnen auf, wenn sie mit ihren schwarzen Trägern vorwärts drangen, und Alligatoren schauten aus Flüssen und Teichen auf sie. In einer Nacht wurde ein Löwe mit schnell aufgenommenen Feuerbränden fortgetrieben, aber vorher hatte er seine Zähne in das Fleisch eines Kalbes, das zum Troß gehörte, geschlagen.

Wir brachen Ende April von der Küste auf,“ erzählt Harrison, „und drangen in das Innere Angolas in Südwestafrika vor. Eines Tages brachten die Schwarzen uns drei Löwenjunge, schöne junge Thiere, die einen Monat alt waren. Sie sprangen lustig umher; zum Glück war die Mutter nicht anwesend. Diese Löwen habe ich mit nach London gebracht. Ich werde sie verkaufen, wenn Jemand sie braucht, da man die Dinger nicht als Schoopthiere im Salon bei sich haben kann. Eines Abends turzte der Dämmerung jagte ich einen kleinen Wolf und dachte an nichts weiter, als ich plötzlich gerade vor mir ein großes Getümmel hörte. Ich sah auf und erwartete, Jezras oder ähnliche Thiere zu sehen, aber zu meinem Erstaunen fanden zwei ungeheure Nashörner da. Ich hatte nur ein klein kalibriges Gewehr mit mir für kleine Wölfe bei mir und fürchte, daß dies ihr jähes Fell nur reizen würde. Aber ich erariff trotzdem die Gelegenheit und feuerte. Beide entflohen, aber das eine von mir getroffene Thier ging noch eine halbe Meile, bevor es verendete.“

Bei der Elephantenjagd hatte ich nur wenig Mühe. Ich schoß die Kugel gerade durch die Lunge, und es war damit abgethan. Einen Elephanten jagte ich von 11 Uhr Vormittags und schoß ihn im Ziel. Ein Beweis, wie wild es in Angola giebt, liefert der Umstand, daß ein schwarzer Jäger 41 Elephanten schoß, während wir dort waren. Die merkwürdigste Erfahrung, die ich jedoch hatte, war das Töden eines Krotobils durch Dynamit. Wir legten eine Ladung Dynamit in den Teich, was das Thier überraschte. Es wälzte sich umher, als es die Explosion hörte, und ging wie ein Dümpler in Curven auf und ab. Dann zog es sich in eine schlammige Tiefe zurück. Wir konnten die aus den Nasenlöchern aufsteigenden Blasen sehen, die alle an einem Ort herauskamen; es lag also still. Darauf legten wir eine zweite Ladung hinein, und diese tödtete das Krotobil.“

Eine moderne Krankheit.

Es kann als eine der Strafen höherer Civilisation bezeichnet werden, daß die Krankheiten an Zahl und Mannigfaltigkeit unter den Menschen zugenommen haben. Die vielen Beschäftigungen und Gewerbe unserer Zeit haben diese neue Krankheiten zur Entstehung gebracht. Wir haben die Caissonkrankheit (Tunnelfrankheit), die Lungenleiden der Müller und Steinmetzen, überhaupt aller Arbeiter, welche viel Staub schlucken müssen, ferner die Blutmuth der Bergleute und überhaupt Leuzämie, die unter Ausschluß des Sonnenlichtes arbeiten müssen. Wer mit Wosbor, Arsenit, Kupfer, Blei u. s. w. zu thun hat, muß es meist an seiner Gesundheit schwer büßen, und auch die Elektricität hat für die von ihr beschäftigten Arbeiter neue Krankheiten erzeugt. Eine nicht unerhebliche Rolle in der Geschichte der Krankheit wird wahrscheinlich der Aufzug (Elevator) spielen als eine der modernen Erfindungen, die in den Gebäuden von großer Höhe geradezu unentbehrlich geworden sind. Die dadurch hervorgerufene Krankheit, die Vistkrankheit, bringt jumeilen Erscheinungen mit sich, namentlich, wenn eine große Geschwindigkeit und ein schnelles Anhalten in Frage kommen. Die Mechaniker mag noch so gut arbeiten und noch so geschickt von dem Mechaniker gehandhabt werden, eine Reihe von Stößen ist bei der Bewegung des Aufzuges nicht zu vermeiden. Dadurch werden Störungen des Gleichgewichtes im Körper der betroffenen Person hervorgerufen, die namentlich beim plötzlichen Sinken des Aufzuges fast lächerhaft werden können. Wer eine solche Einrichtung ständig benützt, stummt freilich dagegen ab, aber die wiederholte Bewegung des Körpers, vornehmlich der Einfluß auf die leichterschwebbaren Eingeweide des Unterleibes, vermag eine Erkrankung dieser Organe zu erzeugen. Die im Aufzug erhaltenen Stöße wirken ähnlich wie die Seekrankheit, entweder auf den Magen oder auf den Kopf und haben Schwindel, Kopfschmerz, Erbrechen und oftmals Aussehen der Herabstürzung zur Folge. Personen mit schwachem Magen oder Herzen, die von der Beförderung mit dem Aufzug geradezu abzurathen.

Wider, die ein fürstliches Einsommen haben.

Eine englische Zeitschrift erzählt: Besonders die Concertbühne hat sich schon für eine Reihe von musikalischen Wunderfindern als eine wahre Goldgrube erwiesen. Zu diesen Glücklichen gehört auch der kleine Pianist Pepito Rodriguez, der vor fünf Jahren in Ferrol in Spanien geboren wurde und der zur Zeit der Weltausstellung in Paris die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt erregte. Als Dreijähriger konnte er jede Melodie, die er einmal gehört hatte, aus dem Gedächtniß spielen. Jetzt hat er nur wenig regelmäßigen Musikunterricht gehabt, und doch erhielt er bei seinem Auftreten in der letzten Saison in Paris für den Abend 500—1000 Dollars. Jetzt hat er sich contractlich zu fünfzig Vorstellungen für je \$750 in den Vereinigten Staaten verpflichtet, und man kann ihm sicher voraussaen, daß er, bis seine Schatzkammer herankommt, ein Vermögen erworben haben wird.

Der erfolgreichste kindliche Schauspieler war zweifellos W. S. Bell, das „Kind Roscius“ genannt. Mit acht Jahren ging er auf die Bühne, und mit elf war er der „Star“ im Covent Garden Theater und in ganz Großbritannien. Er war so beliebt, daß er länger als ein Jahr jeden Abend \$300 verdiente, und mit sechzehn Jahren zog er sich \$200,000 zu rüch, um sich ausbilden zu lassen. Fünf Jahre später erschien er wieder, aber seine Beliebtheit war geschwunden, so daß er sich in's Privatleben zurückzog und vor seinem in der Jugend erworbenen Vermögen lebte.

Italien ist stolz auf seinen jugendlichen Bildhauer Victor Righetti, der im Alter von zehn Jahren schon die außerordentliche Summe von \$20,000 jährlich verdiente. Righetti modellirte, lange ehe er gehen konnte, Figuren, die für \$250 verkauft wurden, und obgleich er noch nicht ein zwanzigjähriges Alter erreicht hat, verdient er vielleicht mehr als jeder andere italienische Bildhauer.

Wenig von Dir weißst Du Dich nur im Fleiß hat belauscht und in der Arbeitsfrist; Sag mir, was Du thust, Wenn Du ruhst, Und ich will Dir sagen, was Du bist.

hat bereits eine Tournee durch Europa unternommen und Meister wie Bert Taylor, Burroughes und Bosconio, die zu den besten lebenden Billardspielern gehören, geschlagen.

Beschränkung der Einwanderung.

Der Abgeordnete Shattuc von Ohio, Vorhörer des Hausauschusses für Einwanderung und Naturalisation, der in dieser Eigenschaft die vorliegende Bill zur Beschränkung der Einwanderung eingebracht hat, beschränkt sich, daß ihm darüber ungenügende Vorwürfe gemacht worden sind. Die Bill, in welcher von der Bildungsprobe, infolge zuvor erhobener Proteste, abgesehen worden ist, beabsichtigt hauptsächlich nicht mehr, als die schon bestehenden Gesetze zur wirksameren Ausführung zu bringen, damit die Wohlthätigkeits- und Besserungs-Anstalten des Landes nicht mit Personen angefüllt werden, die man auf Grund ihrer körperlichen Gebrechen oder ihrer moralischen Verkommenheit nach diesem Lande abzugeben versucht. Neu sei der Paragraph, der gegen die Einwanderung der Anarchisten gerichtet ist, eine Maßregel, die als naturgemäße Folge eines entsetzlichen Verbrechens erscheint, an welches das Land nicht ohne Schauern zurückdenken kann. Einwanderer, die Personen leage die Bill in keiner Weise Schwierigkeiten in den Weg. Die republikanischen Blätter von Cincinnati nehmen, indem sie diesen Erklärungen zustimmen, ihren Landsmann in loyalen, totalpatriotischer Weise in Schutz, müssen aber doch zugestehen, daß die Bill mindestens einen recht anstößigen Punkt enthält: die Bestimmung, daß der Eingewanderte fünf Jahre lang polizeilicher Ueberwachung unterstellt sein soll, um eventuell nach Ablauf dieser Frist noch deportirt werden zu können. Und neben dieser ist auch die Erhöhung des Kopfgebühres zu erwähnen, die für den an hiesiger Verhältnisse Gewöhnten allerdings unbedeutend erscheinen mag, sowie die Einsetzung einer speziellen Untersuchungscommission, die als williges Werkzeug eines General-Commissärs vom Schlage Pomeroy's sich irgendwelche willkürliche Entscheidungen zu Ungunsten der Einwandernden gestalten mag. Der Begriff „unerwünschte Einwanderer“ könnte da weit ausgebeutet werden. Pomeroy ist ja nun glücklicher Weise so gut wie abgethan, aber ausgeschlossen ist doch nicht, daß er einen Nachfolger erhält, der die mittelst der Bill in seine Hand gelegte Leitung des zur politischen Maschine gewordenen Bureau in dem gleichen nativistischen Sinne seines Vorgängers ausbeutet.

Was übrigens die unerwünschte Einwanderung betrifft, so ist es bekannt, daß man darunter nicht bloß Krüppel, Invaliden, Anarchisten, Zödioten und Ausschläge versteht, sondern daß der Wunsch, dieselbe einzudämmen, sich gegen die Einwanderer aus den süd-europäischen Ländern richtet, deren Zahl während des letzten Jahrzehnts außerordentlich zugenommen hat. Leute, die an die Gewalt der amerikanischen Assimilationskraft nicht glauben, sind im Stande, darüber Kräftebeklemmungen zu bekommen. Wenn sie die Geschichte der Einwanderung kennen, die verschiedene Phasen derselben beobachten wollten, würden sie nicht so ängstlich sein. Ein Blick auf das pennsylvanische Kohlengeld lehrt das. Zuerst kamen die Deutschen und die Walliser, dann die Irländer, diese lösten Italiener ab, bis an die Stelle dieser schließlich Slowaken und Ungarn, die sogenannten „Huns“ traten. Dasselbe hat sich überall da abgespielt, wo nur die Muskelkraft des gewöhnlichen Arbeiters erforderlich war. Mit dem längeren Aufenthalt dieser nationalen Elemente stieg ihr Verständnis der hier sich bietenden Gelegenheiten und die eigene Bewerthung. Aufwärts strebend wählten sie sich höhere Aufgaben und überließen die gewöhnlichen, niedere Arbeit anderen Gemüthlingen, die an der untersten Schicht der sozialen Struktur beginnen mußten. Den Einwanderern, die im vorletzten Jahrzehnt der Ueberfahrt halber sich in freiwillige Sklaverei begaben, begnugte dasselbe Vorurtheil, das heute sich gegen den armen, unwissenden Slowaken richtet. Und heute sind die Nachkommen jener unter den fortgeschrittenen Elementen des nationalen Körpers zu finden. Dem hier geborenen Amerikaner wird Niemand zu mühen, in der Erde zu wühlen, Abzugsgeländer zu ziehen, Bahndämme aufzuführen, Sümpfe zu drainiren und so weiter. Dafür bietet sich der Dago und der Hunne an, der mit der niedrigen Händarbeit sein Eintrittsgeld in seine und seiner Kinder wirtschaftliche Zukunft zahlt. Das Land braucht keine Arbeitskraft und wenn er zu Hunderttausenden einwandert, hat ein Volk von zweihundertzig Millionen darum den Verlust seiner Eigenart zu befürchten?

Heutzutage kann ein Gelehrter nur noch dadurch auffallen, daß er noch keinen Bazillus entdeckt hat.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.

Gewisse Regeln der Menschennatur werden seit Alters darum nur Zugestanden von aller Welt, weil Jeder sie für die Ausnahme hält.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.

Gewisse Regeln der Menschennatur werden seit Alters darum nur Zugestanden von aller Welt, weil Jeder sie für die Ausnahme hält.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.

Gewisse Regeln der Menschennatur werden seit Alters darum nur Zugestanden von aller Welt, weil Jeder sie für die Ausnahme hält.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.

Gewisse Regeln der Menschennatur werden seit Alters darum nur Zugestanden von aller Welt, weil Jeder sie für die Ausnahme hält.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.

Gewisse Regeln der Menschennatur werden seit Alters darum nur Zugestanden von aller Welt, weil Jeder sie für die Ausnahme hält.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.

Gewisse Regeln der Menschennatur werden seit Alters darum nur Zugestanden von aller Welt, weil Jeder sie für die Ausnahme hält.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.

Gewisse Regeln der Menschennatur werden seit Alters darum nur Zugestanden von aller Welt, weil Jeder sie für die Ausnahme hält.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.

Gewisse Regeln der Menschennatur werden seit Alters darum nur Zugestanden von aller Welt, weil Jeder sie für die Ausnahme hält.

Der Austertruff hat zwei „r“ aufzuweisen; dafür hält seine Saison auch das ganze Jahr an.